



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Briefe aus Wien.

Die Schriften über Oesterreich. — Sittlichkeit und Unsitlichkeit. — Wozu es gut ist, weniger geistreich zu sein. — Böhmen und seine Zukunft. — Der juridisch-politische Beseverein. — Aesthetische Gesellschaften. — Die Gesellschaft von Aerzten. — Keine Akademie.

Es ist wieder eine neue Schrift bei Hoffmann und Campe erschienen, die man in Massen hierher versendet hat; sie führt den Titel: „Briefe aus Wien von einem Eingeborenen.“ Diesmal aber werden die Exemplare wohl den Krebsgang machen und dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind. Das Buch scheint ein Abklatsch von Correspondenzartikeln zu sein, die früher in manchen kleinen norddeutschen Journalen ohne literarische und noch geringere publicistische Bedeutung gestanden haben. Das Glück, welches „Oesterreich und seine Zukunft“ gemacht hat, ist ein Lockvogel geworden, der das kleine literarische Geflügel, das sich in Wien herumtreibt, reizt, gleichfalls sein Glück unter Campescher Firma zu versuchen. Aber „Oesterreich und seine Zukunft“ verdankte seinen Eindruck dem Umstand, daß ein Mann es geschrieben hatte, ein Mann mit klarem Bewußtsein seines Zweckes, ein Mann, der eine Partei vertrat, quoique oder vielmehr parceque er ein Aristokrat ist. Er richtete seine Pfeile gegen die Verwaltung, aber es fiel ihm nicht ein, den Volkscharakter zu schwächen. Seine unreifen Nachbeter aber suchen nur Scandal und es ist ihnen ganz gleich, wohin sie mit ihrem plumpen Plumpsack schlagen, wenn nur der Staub auffliegt. Was man über Oesterreich zu sagen hat: das österreichische Volk sollte man hoch in Ehren halten. Wer sich bemüht, eine treuherzige, kernige und edle Nation zu schmähcn und, statt ihr Nationalgefühl in Mitte der sie umgebenden nichtdeutschen Stämme zu stärken, sie niederdrückt und verleumdct, der ist ein Verräther, dem man den Rücken kehren muß. Der Verfasser jener Brochure erzählt von den Wiener Freudenmädchen, von einem vornehmen Herrn, der eine Beamten-

frau verführt und ähnlichen hochpolitischen Dingen, die man in Caféhäusern in der Josephstadt, unter den Schauspielern oder beim Stierböck unter den Börsenmählern sich mit küsternem Munde erzählt. Vielleicht gibt er uns im zweiten Bande einen vollständigen Adresskalender der prostituirten Weiber in unserer Stadt; er scheint darin Sachkenntniß zu haben. Wer in solcher Gesellschaft sich bewegt, der kann allerdings die Unsitlichkeit Wiens von der schwärzesten Seite schildern. Ein Biograph der Königsmauer in Berlin, der rue de Helder in Paris, der Matrosenkneipen in Hamburg, des Steinwegs in Leipzig und wie die unter dicken Weinreisenden und ausgemergelten Handlungsdienern renommirten Straßen der bezahlten Liebe alle heißen, würde sicherlich noch mehr gelesen, als der alte Plutarch. Der Liebeshof zählt in Wien eine gute Anzahl liederlicher Priesterinnen und schwelgerischer Priester. Aber die Entsittlichung unserer Stadt steht darum auf keiner größeren Stufe als in jeder andern großen Cité. Ja, man darf behaupten, daß die Entartung und das raffinirte Laster, das man in Paris, in St. Petersburg und selbst in Berlin findet, Wien bei Weitem überbietet. Der Grundzug des Oesterreichers und zumal des Wiener ist Behaglichkeit, und wie alle Vergnügungslust bei uns einfacher, natürlicher als in Paris und Berlin ist, so auch in gewissen speciellen unaussprechlichen Dingen. Der Wiener ist weniger geistreich und erfinderisch als andere berühmte Großstädter; dies ist im Punkt des Lasters ein Lobspruch. Man vergleiche überhaupt die Zahl der Verbrecher und die Art der Verbrechen in Wien mit anderen Städten gleichen Rangs und man wird bald die Erfahrung machen, daß die Entsittlichung Wiens in weit engeren Grenzen sich bewegt als anderswo. Wie es überhaupt zu wünschen ist, daß statistische Tabellen in Bezug auf Criminalverbrechen in ganz Deutschland veröffentlicht würden, so möchten wir dies aus einem besonderen patriotischen Gefühl noch für Oesterreich wünschen, weil wir das volle Vertrauen haben, daß andere Nationen und unsere deutschen Mitbrüder dadurch das österreichische Volk (ich meine hier besonders das deutsch-österreichische) in einem bisher noch ungewürdigten Lichte erblicken müßten, das uns sicherlich nicht zum Nachtheile gereichen würde. — Eine andere Schrift über Oesterreich ist seit meinem letzten Schreiben gleichfalls erschienen, sie führt den stolzen Titel: „Böhmen und seine Zukunft“; ihr Verfasser ist der Graf Schiending. Es ist ein schwaches, unbedeutendes Product; der Verfasser verlangt, Oesterreich soll eine slavische Politik zur Grundlage seiner Regierungsprincipien machen, für welchen weisen Rath wir Deutschen uns bei dem Herrn Grafen schönstens bedanken.

Wenn Sie sich übrigens wundern, wie so wir hier au courant

\*) Wir erwähnten bereits dieser Schrift in Nr. 49 der Grenzboten. D. Red. Grenzboten 1844. 1.

aller dieser Publicationen sind, so muß ich Sie auf unseren juristisch-politischen Lese-Verein verweisen. Dieser Verein (an dessen Spitze der Freiherr von Samaruga, staatsrathlicher Referent u. s. w., steht), gedeiht immer mehr und mehr. Alle deutschen Journale, viele französische und englische liegen in einem prächtigen Locale (in der Bischofsgasse) auf; es erscheint keine Broschüre in Deutschland, die den Lesern vorbehalten würde und die Bibliothek des Vereins beginnt sich zu consolidiren. Wien hat dadurch ein großartiges Institut gewonnen, da die Regierung in Berücksichtigung der Bildungsstufe der Mitglieder dieses Vereins, der aus Beamten, Professoren, Künstlern und Schriftstellern besteht, die Gedankensperre für denselben aufgehoben hat\*). Der Verein wird immer mehr und mehr Mittelpunkt für die gelehrte und gebildete Classe Wiens. Dies ist um so nöthiger, denn die sogenannten ästhetischen und gelehrten Salons hören völlig auf. Die Baronin P\*\*\*\*a versammelte in früheren Jahren jeden Freitag Maler, Künstler, Musiker, Dichter, beging aber den aristokratischen Fehler, diese immer allein zu laden, ja es geschah, als auf einen Freitag ihr Geburtstag fiel, daß sie den Herren absagen ließ, weil sie heute andere Gesellschaft habe. Bei Professor Endlicher, dessen Frau, eine Tochter Adam Müller's, durch Lebenswürdigkeit ausgezeichnet ist, wollen die gelehrten Zusammenkünfte am Montag nicht recht Wurzel fassen.

Die Gesellschaft der Aerzte hält regelmäßig ihre Versammlungen; bis jetzt haben sich noch keine bedeutenden Resultate, trotz der gedruckten Verhandlungen, für die Wissenschaft gezeigt. Ein Schauspiel eigenthümlicher Art gibt jetzt die in einem Jahre (!) erst Statt habende Wahl eines Decans der medicinischen Facultät, indem die Competenzen — darunter Dr. Ernst Baron Feuchtersleben (der Schriftsteller) einer der würdigsten — schon jetzt Stimmen sammeln. Ein Dr. Kranichstädter erließ eine von grammaticalischen Schwächen nicht freie lithographirte Aufforderung, er wolle die Hälfte des Decanats Einkommens (das sich während dreier Jahre auf etwa 12,000 fl. Mze. beläuft) einem Unterstützungsfond für verunglückte Aerzte widmen. Die meisten Stimmen dürfte Feuchtersleben erhalten, der, Secretär der Aerzte, eine geachtete Persönlichkeit ist und jetzt Vorlesungen über Psychiatrik (ein bis jetzt nicht gepflegter Zweig) an der Universität beginnen wird.

\*) Unwillkürlich werden wir durch diese Stelle unseres Herrn Correspondenten an die Maßregeln entgegengesetzter Art gegen den Leseverein der Berliner Studenten erinnert. Die österreichische Regierung hat offenbar dadurch, daß ein hoher Staatsbeamter an der Spitze und viele zuverlässige Männer unter den Mitgliedern des „juristisch-politischen Lesevereins“ sich befinden, eine Garantie für denselben gefunden. Hätte man nicht in Berlin dadurch, daß man die Professoren und Privatdocenten aufmunterte, an dem Lesevereine der Studirenden Theil zu nehmen, eine gleiche Garantie erhalten können? Und wie viel Scandal und Erbitterung hätte man dadurch erspart? D. Reb.

Unsere Journalistik wird durch zwei neue Zeitungen zum neuen Jahre vermehrt; durch eine homöopathische, welche vier Aerzte im Vereine herausgeben, und eine kritische Literaturzeitung von Dr. Schmidl; eine im letzten Jahre von einem Dr. Prochaska (der jetzt bei der Censur angestellt ist) brachte es nur auf 17 Nummern; wir wollen ein besseres Schicksal der jetzt angekündigten Zeitung hoffen und wünschen. Unsere Verhältnisse, unsere Bildung stehen nicht auf der Höhe einer Literaturzeitung. Die prächtig dotirten Jahrbücher der Literatur, die sich des besondern Schutzes des Fürsten Metternich erfreuen, schleppen sich nur vegetativ fort.

Der erste Band der Verhandlungen der böhmischen Academie und der beiden italienischen Institute ist in diesem Jahre, und schon vor mehreren Jahren der dritte Band der Verhandlungen der ungarischen Gesellschaft erschienen. Warum bei so wachsenden Fortschritten des slavischen und magyrischen Elementes dem deutschen in Oesterreich versagt ist, mit denselben gleichen wissenschaftlichen Schritt zu halten, und warum den wissenschaftlichen Männern des deutschen Oesterreichs so lange die Mittel vorenthalten werden, mit den Academien der Slaven, Italiener und Magyaren, so wie mit denen von München und Berlin zu wetzeln, darauf weiß ich nicht zu antworten.

Mehrere Zeitungen haben augenscheinlich aus derselben Quelle, aber in zwei verschiedenen Versionen, die ganz grundlose Nachricht verbreitet, daß die so lange fruchtlos gehoffte Academie der Wissenschaften nächstens, aber nur in der beschränkten Form eines Museums für Naturwissenschaften hier begründet werden solle; wenn die Staatsmänner, welche an der Spitze der Regierung stehen, über die vor mehr als sieben Jahren durch zwölf Beamte, die zugleich Männer der Wissenschaft, dem Erzherzog Ludwig für Se. Majestät den Kaiser überreichte Bitte der Errichtung einer Academie der Wissenschaften noch zu keinem Entschlusse gekommen, so scheint durch die lange Zeit, welche sie sich genommen, um die Sache in reife Ueberlegung zu ziehen, wenigstens so viel verbürgt, daß die Anstalt nicht einseitig als ein bloßes Hilfsmittel der Naturwissenschaften, sondern als eine auch die historischen und philologischen Wissenschaften umfassende in's Leben treten werde. Einen ausführlichen Bericht über alle seit Leibnitz in Oesterreich so oft fruchtlos wiederholten Bemühungen zur Gründung einer Academie der Wissenschaften liefert des Irlandsers Dr. Wilde so eben in den Buchhandel gebrachtes englisches Werk über Oesterreichs medicinische und andere Lehranstalten; die Vorrede dieses Buches gibt Winke über die wahrscheinlichste Ursache der bisherigen Verspätung einer solchen wissenschaftlichen Anstalt. Der Mangel derselben zu Wien springt um so greller in die Augen, als die böhmische Academie der Wissenschaften bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums (im J. 1837) mit

neuen Statuten versehen, und im folgenden Jahre das wissenschaftliche Institut des vormaligen Königreichs Italien durch die beiden Institute zu Mailand und Venedig wieder hergestellt worden.

## II.

## N o t i z e n.

Französische und deutsche Salons. — Schauspiele und Opern. — Die Bankiers-  
söhne als Musiker. — Die Fürstin Trubetskoi. — Gretsch gegen Custine. —  
Mosen und Dingelstedt. — Oesterreichische Propaganda. — Kampf der Natio-  
nalitäten. — Raumer und Ameritas Credit.

— Welch ein Mißbrauch wird in Deutschland mit dem Worte Salon getrieben und wie affectirt lächerlich klingt es in manchem Munde und an mancher Stelle. In Frankreich begreift man unter dem Wort Salon eigentlich jedes Zimmer, das nicht gerade einen besondern Zweck hat, d. h. das nicht als Schlaf-, Studir- oder Kinderzimmer dient. Im engern Sinne und bei armen Familien ist Alles Salon, was nicht Schlafgemach ist. Man sagt: Ich habe einen Salon und ein Cabinet gemiethet. Während man bei uns dadurch etwas Pompöses, Hochgefelliges auszudrücken vermeint, hört man in Frankreich die arme Wittwe, die im vierten Stock wohnt, mit demselben Aplomb von ihrem Salon sprechen, wie die Herzogin, die ihr gegenüber das ganze prächtige Palais einnimmt. Allerdings ist es schwer, ein passendes deutsches Wort dafür zu finden. Wohnstube, Plauderstübchen, Empfangzimmer, Gesellschaftszimmer sind ganz verschiedene Begriffe, die auf der einen Seite zu kleinbürgerlich und auf der andern zu pompös klingen. Es ist, als ob selbst unsere Sprache sich dagegen verschwöre, die Gleichheit der Stände unter uns möglich zu machen. Hier wäre ein gutes Ersatzwort doppelt zu wünschen.

— Der Großherzog von Oldenburg ist ein seltener Fürst. Auf seinem Theater spielt man keine Opern; er liebt die dramatische Dichtkunst mit Leidenschaft und will daher von Sängern und Tänzerinnen Nichts wissen. Dies charakterisirt nicht nur eine Geschmacksrichtung, sondern einen klugen, würdigen Geist. Nicht etwa, als ob eine herrliche Oper nicht ein schöner, strebenswerther Genuß sei, sondern weil in der Regel, trotz des großen Aufwandes, den Stadt und Land zur Erhaltung des Hoftheaters hier und da zollen, die Sänger und Sänginnen doch meist nur Schreihälse sind, die in ihrer Unbildung und

Schullosigkeit ein feines musikalisches Ohr mehr peinigen, als ergözen und das Kunstwerk im Gesang und vollends im Spiel zur Caricatur machen. Nur wenige Opernhäuser ersten Ranges können die Kräfte herbeischaffen, die ein so capriciöses, unzählige Combinationen bedingendes Kunstwerk, wie das musikalische Drama, fordert, um wirklich dem Bereiche der Kunst anzugehören. Das recitirende Schauspiel braucht weit geringere Dinge. Die Mittel dazu sind näher bei der Hand. Verwendet man nun vollends alle Kräfte, die dem Bühnenbudget zu Gebote stehen, auf das eine Feld, so kann man dieses leicht zu etwas Glänzendem, Vortrefflichem heranbilden. Die Miserabilität unserer deutschen Theater liegt größtentheils an der Zersplitterung in Oper und Schauspiel, wodurch die meisten Bühnen nicht Fisch, nicht Fleisch sind. —

— Schon wieder ein neuer Clavierspieler! Herr Goldschmidt aus Prag, den seines Landsmannes Dreischoel Vorberer nicht schlafen lassen und der nun Deutschland durchzieht, „um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen“ und sich hören zu lassen. Werden diese Clavierreisenden nie ein Ende nehmen? Was zwingt Herrn Goldschmidt, seine böhmischen Wälder zu verlassen? Herr Goldschmidt ist der Sohn eines außerordentlich reichen Mannes in Prag. Wir begreifen, daß die schöpferische Kunst nach Deffentlichkeit dringt, daß ein Bildhauer, ein Maler, ein Poet, ein Ton-dichter brennt, seine Schöpfungen der Welt vorzuführen. Aber die executive Kunst kann nur zwei Motive haben, sich vorzudrängen: Nahrungsorgen und im vergrößerten Maßstabe Lust nach Gewinn — oder Eitelkeit. Bei der Anzahl von Virtuosen, die sich zum Nachtheil anderer öffentlichen, würdigern Regungen auf den großen Markt drängen, sollte man endlich behutsamer werden mit diesen Herren. Die kleine Journalkritik ist leider in allen Ländern noch den Ueberredungskünsten geldlicher Argumente zugänglich. Auf diesem Wege werden reiche Künstler leider stets eher Vobschreier finden als andere. Ergreift nun die Virtuosenmanie unsere reichen Bankiersöhne, wie in letzterer Zeit so oft der Fall sich zeigte — dann können wir's am Ende erleben, daß das musikalische Renommée ein Privilegium der Reichen wird. Wir wollen hier nicht auf zwei Berliner berühmte Bankiersöhne, die in diesem Augenblicke die zwei größten musikalischen Celebritäten Deutschlands sind, hinweisen. Diese Herren haben sicherlich das Meiste ihrem großen Talente zu danken. Aber nur das Meiste; einen guten Theil erwarb ihnen ihre günstige äußere Lage. Ist es nun aber nicht empörend, daß sogar im Reiche des Geistes der Arme dem Reichen nachstehen muß? Daß das Gute durch Reichthum zum Vortrefflichen, und das Mittelmäßige zum Guten gestempelt wird, wenn es den gehörigen Zusatz von Gold hat!

— Wenn das Buch des Marquis de Custine auch sonst Nichts geleistet hätte, als daß es die Aufmerksamkeit Europas auf das Schicksal der heroischen Fürstin Trubekoi lenkte, so wäre es eines der verdienstlichsten, die seit Jahren geschrieben wurden. Der Fürst Trubekoi war noch ein Jüngling, als er, verwickelt in die bekannte Verschwörung gegen den Kaiser von Rußland, zur Arbeit in den Ural'schen Quecksilberbergwerken verurtheilt wurde. Freiwillig stieg seine edle Gattin mit ihm in den unterirdischen Kerker hinab, theilte seine Leiden und Anstrengungen und dort, mitten in den pestilenzialischen Dünsten der Quecksilberminen, gebar und erzog sie dem Unglücklichen fünf Kinder. Als die gesetzliche Strafzeit vorüber war, wurde der Fürst zur Anstiedelung an die Küsten des sibirischen Eismeres verbannt. Auch dahin folgte ihm seine Gattin mit ihren Kindern. Als Kinder eines Verurtheilten werden sie nicht als legitim betrachtet, sie haben nach russischem „Gesetz“ keinen Namen; sie sind in den Registern der Strakkolonie bloß mit Nummern bezeichnet. Als diese Kleinen, die — antichristlich genug — für das Vergehen ihres Vaters so entsetzlich gestraft werden, erkrankten, wagte man es in St. Petersburg, dem Kaiser eine Bittschrift der erhabenen Mutter zu überreichen, worin diese nach fünfzehn Jahren unaussprechlicher Leiden für ihre Kinder um Gnade (!) und um die Erlaubniß bat, sie zur Heilung und Pflege nach Moskau schicken zu dürfen. Der Czar soll geantwortet haben: „Neh immer wagt man es, mich an eine Familie zu erinnern, deren Haupt gegen mich conspirirt hat!“ — Wir wollen hier kein Urtheil über den Menschen Nikolaus fällen, dessen ritterliche Edelherzigkeit so vielfach gerühmt wird. Nur das müssen wir bemerken: Von vielen Seiten wird das Custine'sche Buch ein übertreibendes, schmähendes, eine Satyre genannt; allein wir haben in all seinen Raisonnements Nichts gefunden, was schneidender und lauter spräche, als diese — Thatsache. Ohne, wie gesagt, über den Charakter des Kaisers zu urtheilen, müssen wir doch annehmen: Er hatte keine Ahnung davon, daß diese Frau des Verbrechers Trubekoi unsterblich ist; daß sie in den Annalen der Welt als ein Beispiel der edelsten Selbstverläugnung und des weiblichen Heroismus ewig leuchten, daß sie vielleicht einen Abglanz auf die Periode seiner Regierung zurückwerfen, und daß die Nachwelt staunen wird über das Wunder einer solchen Erscheinung in — Rußland. — Jetzt heißt es, daß man sich höheren Orts für die Fürstin Trubekoi verwenden wolle. Damit meint man vermuthlich, daß die Kaiserin von Rußland für die Unglückliche einschreiten werde. Die Kaiserin wird sich selbst dadurch ehren und fast möchten wir sagen, daß sie nur ihre Pflicht, als deutsche Fürstin und in der Stellung, die ihr das Schicksal angewiesen hat, erfüllen werde.

— In Rußland ist man über das Custine'sche Buch: *La Russie 1839* empört. In Verzeiſung aber ist man über die Sensation, die es in Deutschland gemacht hat. Der russische Staatsrath Gretsch hat eine Widerlegung Custine's geschrieben, ein russischer Gesandtschaftssecretär hat die Widerlegung ins Deutsche übersetzt; und um seiner Wirkung ganz sicher zu sein, läßt Gretsch in öffentlichen Blättern erklären, daß er durchaus ohne offizielle Aufforderung, sondern rein aus innerem Drang, — in stillen Stunden der Begeisterung — die Widerlegung abgefaßt und daß sein Freund, der Gesandtschaftssecretär, ebenfalls rein aus innerem Drang dieselbe ins Deutsche übersetzt habe! — Der Staatsrath Gretsch gibt eben kein Beispiel von der Feinheit russischer Diplomaten; und wenn seine Schrift gegen Custine in demselben Geist und Ton abgefaßt sein sollte, wie einst sein Pamphlet gegen König und Melgunoff, so wird er das Gegentheil von dem, was er will, erreichen. In der Broschüre gegen König schmähte er Jean Paul und Schiller auf etwas gemeine Art, um es der russischen Literatur als Verdienst anrechnen zu können, daß sie keinen Schiller und keinen Jean Paul hat. Vielleicht wird er auch hier aus mancher russischen Noth eine Tugend und aus mancher französischen Tugend ein Laster machen.

— Julius Mosen ist als Dramaturg am großherzoglich oldenburgischen Hoftheater mit einem Gehalt von achthundert Thalern angestellt und wird nun seine juristische Praxis ganz aufgeben, was seiner Muse nur förderlich sein kann. Merkwürdig ist es, daß fast alle poetischen Talente dieser Zeit sich der Bühne zuwenden. Noch keinem von den Jüngern aber ist ein so unmittelbarer praktischer Wirkungskreis für das moderne Drama eröffnet worden. — So eben hören wir, daß auch Dingelstedt beim Stuttgarter Hoftheater eine Stellung und zwar als Intendant erhalten hat. Die junge Literatur hat nun für ihre dramatischen Bestrebungen zwei einflußreiche Posten gewonnen.

— Kaum hat Hoffmann und Campe mit einigen Schriften über Oesterreich Glück gemacht, so möchten tausend Hände über Oesterreich schreiben, tausend drucken. Aber das ist noch nicht genug. Es möchten auch viele Winkelschriftsteller Oesterreicher werden oder sich dafür ausgeben. Man nennt so manche, ehrlich gemeinte und nicht schlecht geschriebene Schrift über österreichische Zustände voreilig eine Buchhändlerspeculation — was soll man erst dazu sagen, wenn norddeutsche Autoren, gute Rudolstädter, Sondershausener oder Lichtenhainer Bücher über Oesterreich publiziren, in denen sie rufen: „Wir Oesterreicher fühlen, wir Oesterreicher wissen u. s. w.“ Es klingt ungläublich, aber es ist so. Wir hören, daß in diesem Augenblick ein

auf solche Art entstandenes „österreichisches Manuscript“ in einer norddeutschen Buchhändlerstadt gedruckt wird, und werden, wenn das Buch veröffentlicht ist, es dem Publicum nennen. Freilich die deutsche Einheit ist so weit schon gediehen und so organisch fest, daß ein norddeutscher Autor sich auch als Oesterreicher muß fühlen können, wenn er damit eine gute Speculation macht. Man sieht, Oesterreich macht Propaganda.

— Einige Zeitungen hatten es als eine merkwürdige Erscheinung hervorgehoben, daß Schusella, ein geborener Slave, wie sie meinten, als Verfechter des deutschen Elements in Oesterreich auftrate. Die Hamburger „Blätter der Börsenhalle“ hatten dies sogar unter dem Titel: „Durchbrechung der nationalen Scheidewände“, berichtet! Jetzt erklärt Schusella selbst in der Augsburger Allgemeinen, daß er in Budweis in Böhmen geboren sei, aber trotz seines fremd klingenden Namens von deutschen Eltern und Voreltern abstamme und deutsch erzogen sei. Wohl aber eine merkwürdige und erfreuliche Erscheinung ist die Polemik, die sich zwischen Schusella und dem Magyaren Lukác, wie seit längerer Zeit zwischen Thun und Pulszky, entsponnen hat. Beide Streitpaare kämpfen für ihre verschiedenen Nationalitäten mit einer Wärme, die rein der Sache gilt; es ist so wenig Bitterkeit, so wenig Renommisterei und dagegen so viel sachlicher Ernst in diesen Debatten, daß sie für die beteiligten Parteien in Oesterreich nicht nur ein belehrendes Schauspiel bieten müssen, sondern auf ihre materiellern Reibungen auch versöhnend einwirken können. Wir sind überzeugt, daß, wenn dieser Krieg mit Gründen gleich ernst und ehrlich fortgeführt wird, beide zuletzt einander große Zugeständnisse machen werden.

— Friedrich von Raumer, heißt es, wird kommenden Jahr Amerika besuchen. Wenn Raumer die neue Welt unparteiisch beurtheilen sollte, so hat er's mit den Engländern verdorben; im umgekehrten Falle wird ihm neben Boz ein Denkmal im Herzen aller Stockengländer sicher sein. Indessen scheint sich seit kurzer Zeit die öffentliche Meinung über das Parteiwesen, die Presse und das gesellige Leben der Nordamerikaner etwas milder zu äußern: denn die Handelskrisis hat sich gelegt und mehrere verdächtige Häuser in New-York und Philadelphia haben gezahlt. Geht das so fort, so wird Amerika bald wieder als das Asyl der Freiheit gepriesen werden.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.